

Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 3 (1948)

Heft: 4

Vorwort: "Es soll aber der Ackermann der seinen Acker baut die Früchte am ersten geniessen"

Autor: Müller, Hans

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

•ES SOLL ABER DER **A**CKERMANN
DER SEINEN ACKER BAUT

DIE FRÜCHTE AM ERSTEN GENIESSEN. 2. TIM. 2.6.

Dr. HANS MÜLLER

Eine Selbstverständlichkeit! Sie war es aber auch vor bald zweitausend Jahren nicht. Deshalb wies der Apostel schon damals seine Glaubensbrüder auf den Sinn dieser Worte hin.

Die Heilige Schrift führt die Gläubigen an mehr als einer Stelle zu der in ihnen enthaltenen Weisung hin.

«Wer pflanzt einen Weinberg und isset nicht von seiner Frucht?» «Oder wer weidet eine Herde und nähret sich nicht von der Milch der Herde?»

So fragt der Apostel an anderem Orte.

Stellen wir die Worte vom Ackermann in ihren Zusammenhang hinein, dann brauchen wir nicht lange nach ihrem Sinn zu fragen. Paulus stand nicht an, seinen Glaubensbrüdern und Gemeinden zu sagen, dass diejenigen, die ihnen das Brot des Lebens bieten, für sie diesen Acker pflügen und betreuen, in ihre Sorge um des Lebens Notdurft eingeschlossen werden sollen. Eine Selbstverständlichkeit! Der Apostel weist aber selbst über diese enggefaste Auslegung seiner Worte hinaus... «Denn der da pflügt, soll auf Hoffnung pflügen!»

Pflügen auf die Hoffnung, dass ein gerechter Anteil an der Ernte demjenigen wird, der den Acker bestellt! Wieder eine Selbstverständlichkeit. Vor bald zweitausend Jahren hätte dies

ebenso selbstverständlich sein müssen — wie heute! Deutet aber nicht das Soll im Satze des Apostels an, dass die Zustände auch damals so waren, dass er die in ihm enthaltene Weisung als dringend und wichtig empfand. Es ist die Weisung, dafür besorgt zu sein, dass derjenige, der den Acker baut, auch der erste sei, der seine Früchte genieße! Wie «aktuell» mutet doch diese Mahnung auch heute noch an! Wir brauchen zur Begründung der Zeitgemässheit der Paulinischen Forderung nicht einmal in die Not der dreißiger Jahre zurückzukehren — in jene Zeit, in der Tausende von Bauernfamilien in mühevollstem Tagewerk ihre Gesundheit verbrauchten, um in sechs, sieben oder mehr Monaten von den zwölfen eines Jahres das Geld für den Zinstag zusammenzutragen. Was ihnen darüber hinaus noch verblieb, reichte kaum aus, des Lebens Notdurft zu befriedigen.

Die Dächer konnten damals nicht mehr ausgebessert werden, wenn der Regen durch die Löcher drang. Es reichte nicht mehr, Maschinen und Geräte zu reparieren, und musste es doch sein, blieb man dem Schmied die Rechnung lange schuldig. An einen neuen Küchen- oder Stubenboden durfte die Bäuerin überhaupt nicht denken.

Auf so vieles mussten damals die verzichten, die den Acker bebauten, weil diejenigen, die nicht auf ihm arbeiteten, sondern ihn nur als Anlageobjekt für ihr Geld benutzten, die Früchte der Landmannsarbeit für sich am ersten beanspruchten.

Diesen Zuständen, denen wir, wenn nicht alles trügt, wieder entgegensteuern, setzt der Apostel auch heute noch sein Wort entgegen: «Der Ackermann, der den Acker baut, soll die Früchte am ersten geniessen». Oder mit andern Worten: Was die Mächtigen auch in unserer Zeit als selbstverständlich für sich beanspruchen, wird durch dieses Wort gerichtet. Was der Besitzende als Recht empfindet, ist es vor Gott nicht. Es gibt nur eine Möglichkeit, den Völkern den Frieden zu erhalten, indem sie denen, die den Acker bebauen — der Arbeit, die allein Werte schafft, wo sie auch getan werde — mehr Gerechtigkeit

verschaffen. Das bedeutet ganz einfach das Sich-Besinnen derjenigen, die an der Macht sind, auf das, was vor Gott gilt. Keine Ausrede, das Gesetz verurteile sie nicht, wenn sie einen übergrossen Teil am Arbeitsertrage als arbeitsloses Einkommen für sich beanspruchen. Das Gesetz überwindet die Sünde nicht. Durch das Gesetz kommt Gottes Wille nicht zum Ausdruck.

Nur wer glaubt, der ist im Recht. Die erste Frucht aber des Glaubens ist die Liebe. «Die Liebe aber erfüllt freiwillig die Forderung der Gerechtigkeit». Wer nicht glaubt, hat keine Maßstäbe für das, was recht ist.

Seiner Rafftucht sind keine Grenzen gesetzt. Hemmungslos lebt er seinen Trieben. Weil der Glaube des offiziellen Christentums so oft tot an ihm selber ist und nicht den geringsten Einfluß auf die Gestaltung der sozialen Verhältnisse hat, geht den breiten Massen, die um die Früchte ihrer Arbeit gebracht werden, die Bindung zu diesem Glauben verloren. Diese soziale Schuld des Christentums bleibt auch dann bestehen, wenn sie, wie das Prof. Ragaz tut, in einen größeren und tieferen Zusammenhang eingeordnet wird, indem er fragt: «Ist nicht unsere Zivilisation in tausend Formen Opium — nämlich Berauschung und Betäubung, weil Gott fehlt? Geld, Erotik, Gewalt, Eile, Sport, Genuß und weiß was anderes, oft auch Dämonisches, Satanisches, alles soll ja bloß Ersatz für Gott sein . . .»

Hier stehen wir vor dem «Zentralproblem des abendländischen Christentums» und seiner Auseinandersetzung mit den verschiedensten Formen der Gottlosigkeit, von denen der russische Religionshaß die konsequenteste und brutalste Erscheinungsform ist.

Will das Abendland eine der größten Proben, die es in Jahrhunderten zu bestehen haben wird, in der es um Sein oder Nichtsein geht, will es die christlichen Grundlagen seiner Kultur kommenden Generationen erhalten, dann darf es nicht vergessen, daß die Welt heute für Christus auf sozialem Gebiete verteidigt wird. Das Pauluswort «es soll aber der Acker-

mann, der seinen Acker baut, die Früchte seiner Arbeit am ersten genießen», umschreibt ein zentrales Problem unseres Christentums. Das ist sein tiefster Sinn und seine dringende Zeitgemäßheit. Der Rausch und die Betäubung der modernen Zivilisation ist äußeres Zeichen der Gottferne.

Das soziale Unrecht, das der Arbeit nicht zukommen läßt, was ihr gehört und dem arbeitslosen Einkommen seine unbeschränkte Herrschaft läßt, ist sichtbares Kennzeichen eines Glaubens, der keine Werke hat, tot an ihm selber ist und deshalb auch keine Nachfolge weckt.

Gibt es ein gewaltigeres Argument in der Verteidigung des Rechts aller Schaffenden, als die in unserem Paulusworte enthaltene Weisung: «Es soll aber der Ackermann, der den Acker baut, die Früchte am ersten genießen!»

Es kommt nicht von ungefähr, daß gerade in England eine organisierte Gegenbewegung gegen das Christentum nicht besteht.

Nirgends, wie in England, hat die Arbeiterführung die Sache Christi mit der des Volkes zusammengeführt.

Auf dem Kontinent hat die Entwicklung eine andere Richtung genommen. Professor Ragaz zeichnete sie in seinem Vortrage über «Die Botschaft vom Reiche Gottes» folgendermaßen: «Wir haben auf der einen Seite den Glauben an sein Reich — dies vor allem bei Christen —, und dafür haben wir auf der andern Seite den Glauben an das Reich Gottes, aber ohne den Glauben an Gott — dies heute vor allem bei den Sozialisten und Kommunisten, wozu man aber in diesem Zusammenhang auch viele Pazifisten, Demokraten, Vorkämpfer nationaler Freiheit rechnen muß. Mit andern Worten: Die Sache Christi ist in ihrer offiziellen Vertretung nicht das letzte und tiefste Wort und die stärkste Triebkraft aller besten Hoffnungen und Kämpfe des Menschen, alles Ringens um Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, kurz, um eine bessere Welt und neue Erde gewesen, nicht die legitime Seele aller Demokratie, alles Sozialismus, aller politischen, sozialen und religiösen Emanzipation ge-

wesen, sondern, wie wir ja alle wissen, oft genug das genaue Gegenteil. Darum hat sich die Bewegung auf jene menschlichen Ziele hin von Christus entfernt, ja sich gegen ihn gewendet. Darum sind, um ein berühmtes Wort Cromwells negativ zu wenden, Christus und das Volk auseinandergelassen. Das ist die ungeheure Tragik, besonders der abendländischen Neuzeit. Aus diesem tiefsten Grunde haben sich jene zwei Lager gebildet, an deren Gegensatz unsere abendländische Welt — und schließlich nicht nur sie — zugrunde zu gehen droht. Eine tragische Wechselwirkung will uns immer tiefer in den Abgrund ziehen: weil wir ein Christentum haben, das zur bloßen Religion geworden ist und Gott verkündigt, ohne sein Reich — wobei ich immer an sein Reich für die Erde denke —, so haben wir eine Bewegung, welche die Elemente des Reiches Gottes, wenigstens einen wichtigen Teil derselben, vertritt, ohne den bewußten Zusammenhang mit Gott in Christus. Und weil sie dies tut, wird das Reich Gottes, im Namen der Religion, zurückgestoßen von denen, welche Gott verkündigen ohne sein Reich. Ein wahrhaftiger Todeszirkel, in dem die Welt zu versinken droht.

Wir haben darin eine ungeheure Schuld des offiziellen Christentums vor uns. Es ist nicht bloß das Versagen gegenüber der sozialen Wahrheit des Evangeliums im engeren Sinne, die soziale Schuld, es ist die umfassendere Schuld, worin die andere inbegriffen ist: das Vergessen der biblischen Botschaft vom Reiche Gottes für die Erde überhaupt. Es ist «nur» eine Schuld der Versäumnis, eine Unterlassungssünde, aber gerade solche Schuld und Sünde pflegt ja die schwerste und folgenreichste zu sein. Das offizielle Christentum hat die ganze eine Hälfte der Wahrheit Christi nicht recht vertreten: die Welthoffnung, die Welterlösung. Anders gesagt: Es ist nicht das Reich Gottes für die Erde verkündigt. Darum hat die Welt es auf andern Wegen gesucht, und das hat uns in die heutige Lage gebracht.»

Erst in diesen Zusammenhang hineingestellt ermessen wir die Größe, aber auch die Dringlichkeit der in unserem Paulinischen Worte enthaltenen Forderung: «Es soll aber der Ackermann, der seinen Acker baut, die Früchte am ersten genießen.»

Merkst du wohl, was dieses Soll auch von dir fordert? Was tust du, daß dem Ackermann — allen Schaffenden — dieses Recht wird? Auch an dich ergeht in gefahrdrohender Zeit der Ruf: Gott will es, daß es so werde!

Wer nicht von hier aus unseren Kampf um mehr Licht, Liebe und Gerechtigkeit in einer liebearmen, vom Unrecht beherrschten Zeit wertet, der weiß nicht, um was wir in unserem Leben gerungen.

Deine Muttersprache

FRITZ BOHNENBLUST

Uns allen werden mit den Jahren die Kindheitserinnerungen zum hochgeschätzten Gut. Wir empfinden sie als etwas unverlierbares; nachdem so vieles, das uns begegnete, bloß dem Augenblick gehörte, stürzte, schwand und verblich, bleiben sie bestehen, verwachsen dem tragenden Lebensgrund. Dabei wird keinem von uns der ganze Reichtum des Erbes jener glücklichen Jahre bewußt. Manches, was uns die Jugend schenkte und einst beglückte, ist zur Selbstverständlichkeit geworden; erst Bedrohung oder Verlust erweisen wieder seinen verkannten Wert. Solches kann geschehen mit der wunderbaren Möglichkeit, durch eine unserem Wesen eigentümliche Sprache, Gedanken als Geistesgut ändern mitzuteilen.

Der Mutter sagte einst das Kind seine ersten Worte nach, die seine kleine, allgenügende Welt bedeuteten; ihre Fürsorge umschloß die Knospen unseres geistigen, unseres Innenlebens, daß sie sich entfalten konnten, wenn ihre Zeit gekommen. Mutterworte leiteten, schützten und wehrten, als wir in immer wachsenden Kreisen das Reich der äußeren Erscheinungen eroberten. Muttersprache: das war das Vertrauteste auf Erden, war Liebe und Leuchte, Zuflucht und Trost, mit einem Wort — Heimat.